

dtv

Familienoberhaupt Edith Karmann wird mit 93 Jahren zu Grabe getragen, und die Familie sitzt nun beim Leichenschmaus im Gasthaus. Man trifft sich nur noch selten und hat einander eigentlich wenig zu sagen. Umso reger sind die Gedanken. Hat doch jeder über jeden und über die Verstorbene eine sehr subjektive Meinung. Wer aber war diese Edith Karmann wirklich? Ein Vorbild für ihre Generation oder eher ein Albtraum für die nächsten beiden Generationen? Wie sehen das die Urenkel? Wohin steuert diese Trauergesellschaft? Was braut sich da zusammen? Den Bediensteten des Gasthauses schwant nichts Gutes ...

Renate Welsh, geboren 1937 in Wien, studierte Englisch, Spanisch und Staatswissenschaften und schreibt seit 1970 sowohl Kinder- und Jugendbücher als auch Bücher für Erwachsene. Ihr Werk wurde vielfach ausgezeichnet. Sie lebt in Wien.

Renate Welsh

Großmutter's Schuhe

Roman

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Von Renate Welsh
sind als dtv großdruck außerdem
erschienen:
Liebe Schwester (25235)
Dieda oder Das fremde Kind (25253)



Ungekürzte Ausgabe 2011
3. Auflage 2017
© 2008 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung
Stephanie Weischer unter Verwendung
eines Fotos von plainpicture/Arcangel
Gesetzt aus der Garamond 13/16
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-25312-3

Also ich finde, zu einem anständigen Leichenschmaus gehört ein Menü und nicht diese À-la-carte-Esserei. Bei uns daheim war es immer eine gute Rindssuppe mit Frittaten und kleinen Leberknöderln und eine Semmel dazu, die der Bäcker nur für die Begräbnisse gebacken hat, dreimal so groß wie eine normale. Zu Hochzeiten gab es Schweinsbraten mit Kraut und Knödeln oder Schnitzel mit Erdäpfel- und Gurkensalat. Krapfen gab's im Fasching und zum Kirtag, aber die Kirtagskrapfen waren anders als die Faschingskrapfen.« Die Köchin wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Aber heute, das totale Durcheinander, und wie soll man bitte schön zehn und mehr verschiedene Gerichte gleichzeitig fertig haben? Da warten die einen noch auf die Suppe und die anderen schreien schon nach dem Kaffee. Kein Wunder, wenn die Ehen nicht halten, wo doch schon bei der Hochzeit jeder tut, was ihm gerade einfällt und worauf

er Lust hat. Wie soll es da eine Treue geben. Und beim Leichenschmaus ist die Ordnung genauso wichtig, ich meine, das soll doch mit Anstand und Würde über die Bühne gehen, ist schließlich oft das letzte Mal, wo die Familie vollzählig beisammen ist, nach der Testamentseröffnung sind meistens sowieso alle bös.«

Der Kellner nickte, er nickte grundsätzlich zu allem, was die Köchin sagte, erstens weil er keineswegs alles verstand, wenn sie in Fahrt kam, zweitens weil er mit dem, was er sich aus ihren oft langen und verschlungenen Sätzen zusammenreimte, obnehin einverstanden war, und drittens weil er sie liebte. Es gab noch ein viertens, das ihm aber nicht bewusst war: Die Köchin erinnerte ihn an seine Lieblingstante, sie machte das Fremdsein in Wien erträglicher. Ein Saal voll lästiger, anspruchsvoller, ungeduldiger Gäste, von denen man schon beim Hereinkommen genau wusste, wie knickrig ihr Trinkgeld ausfallen würde, konnte Alban nicht aus der Ruhe bringen, je mehr sie schimpften, umso bedächtiger wurden seine Bewegungen, umso sanfter sein Lächeln. Er

redete wenig, was er sagte, war oft grammatisch so originell, dass man lange nachdenken musste, um den Sinn zu verstehen, aber das Nachdenken lohnte sich. Die Köchin liebte ihn, er war der Einzige, der das nicht merkte, und er umwarb sie weiter mit einer hoffnungslosen Ritterlichkeit, die Lisa rührte. Lisa, die Studentin, die geholt wurde, wenn eine Trauergesellschaft angesagt war, die ständige Aushilfe. Fest angestellt war nur die Köchin. Mehr trage der Laden nicht, behauptete der Wirt, und Lisa sei noch so jung, viel zu jung, um an die Rente zu denken, und außerdem wisse ja doch kein Mensch, ob es überhaupt noch eine Rente geben werde, wenn sie einmal alt genug wäre. Was Alban betreffe, so werde er doch gewiss wieder in sein Kaff auf dem Balkan zurückkehren, freiwillig oder unfreiwillig, also wozu dem Finanzminister unnötig Geld in den Rachen werfen? Ohne Arbeitsgenehmigung habe er Alban angestellt, aus reiner Nächstenliebe, und Lisa müsse gar nicht so blöd grinsen. Lisa hatte versucht, dem Kellner klarzumachen, dass eine Arbeitsgenehmigung im Gastgewerbe

leicht zu bekommen wäre, zumindest auf Zeit, aber Alban reagierte ungewohnt heftig. Lieber Zahnziehen ohne Spritze als Amt, erklärte er, tut weniger weh, und nein, er wolle ganz sicher nicht darüber reden. Lisa war erschrocken, als sie sah, wie verzweifelt er das Zittern zu unterdrücken versuchte, das in den Beinen begann und nach oben wanderte, wie seine Kiefer mahlen, seine Lider flackerten. War er nicht viel zu jung, um die Schrecken erlebt zu haben, die seine Reaktion erklären würden? Sie gab es auf, das Thema anzusprechen, nicht aber, darüber nachzudenken. Am besten wäre es für ihn, gemeinsam mit der Köchin ein eigenes Gasthaus aufzumachen. Vielleicht sogar dieses zu übernehmen, wenn der Wirt endlich in Rente ging. Nicht, dass der auch nur einen Finger rührte, aber das Sagen hatte er noch immer, nur über seine Leiche würden sie irgendwelche Neuerungen einführen dürfen. Nein, es war entschieden besser, die beiden machten sich auf die Suche nach etwas anderem. Lisa war überzeugt, dass Bärbel und Alban ein ideales Paar abgaben. Immer wieder überlegte sie,

ob sie der Köchin sagen sollte, sie müsse selbst die Initiative ergreifen. Bärbel aber schien allen Ernstes zu glauben, Alban sei verliebt in die blonde Hanka, an der alles kullerte, ihre Augen, ihr Lachen, ihre milchkaffeebraunen Brüste. Alban zog manchmal an ihrem dicken Zopf, aber es war mit Händen zu greifen, dass er in ihr eine kleine Schwester sah. Jeden Mann, der sie von der Arbeit abholte, unterzog er einer so gründlichen wie offensichtlichen Musterung, stand dabei plötzlich nicht schmalbrüstig, sondern mit breit nach hinten gezogenen Schultern, und Hanka hielt es nicht für nötig, den Irrtum aufzuklären, wenn eben noch überhebliche Knaben Alban beinahe kleinlaut versprochen, auf seine Schwester aufzupassen. Sie bestärkte die Kerle noch in ihrem Glauben, stellte sich neben Alban auf die Zehenspitzen und streifte seine linke Wange mit einem Hauch von einem Busserl. Eine Art Tanz war es, was die drei aufführten, kompliziert choreografierte Schritte, jede Rolle so besetzt, dass die Erwartungshaltungen der Zuseher sie automatisch in die Irre führten. Wenn der Wirt ausnahmsweise

nicht nur auftauchte und sich mit einem Stammgast in der Fensternische einrichtete, sondern sich in die Arbeit einmischen zu müssen glaubte, geriet alles durcheinander und es konnte sogar vorkommen, dass Alban einen Tisch mit einer Bewegung abwischte, als wollte er eine besonders lästige Fliege erschlagen. War der Wirt nicht da und auch sonst wenig Betrieb, dann konnte Lisa an dem kleinen Tisch in der Küche ihre Arbeiten korrigieren und Alban schaffte es immer, sie rechtzeitig zu warnen, bevor der Wirt bis zur Küche vordrang. Das Gasthaus, fand Lisa, war eine perfekte Ergänzung zu den Theorien in Seminaren und Vorlesungen. Heute bestand allerdings keine Chance für eine ungestörte Viertelstunde am Computer. Eben war die erste Trauergesellschaft gegangen. Drei Fiakergulasch, ein Herrengulasch, zwei Würstel mit Saft, eine serbische Bohnensuppe, zweimal saure Wurst, drei Blunzengröstl, fünf Apfelkuchen, dreimal mit, zweimal ohne Schlag, neun Krügel, fünf Seitel Bier, viermal Weiß gespritzt, sechs Kaffee Melange, fünf Obstler. »No jo«, sagte Alban, als er das Trinkgeld abzählte.

»Nach Mittag hat er Wetterbesserung versprochen«, erklärte die Köchin.

Er, der Meteorologe, oder vielleicht sogar er, der Radioapparat. In jedem Fall »er«, selbst dann, wenn eine Frau die Wettervorhersage lieferte.

Die Glocke an der Eingangstür bimmelte. Hanka ging hinaus, um den Gästen die Mäntel abzunehmen. »Alles Mantel superschick«, berichtete sie, als sie in die Küche zurückkam. »Erste Klasse.«

Bärbel lachte. »Das heißt noch lange nicht, dass auch die Trinkgelder erste Klasse sein werden.«

Alban goss Prosecco in die bereitgestellten Gläser, Lisa nahm einen Stapel Speisekarten unter den Arm. Bärbel grinste. Normalerweise wurde in diesem Beisel nicht Prosecco vor dem Essen serviert, aber so war es bestellt worden, so wurde es serviert, und so würde es bezahlt werden.

Die junge Frau in einer sonnengelben Seidenbluse wirkte wie eine Fremde unter all den schwarz Gekleideten. Trauergäste trugen Schwarz, das war normal, das Schwarz dieser Familie wirkte schwärzer, weil die

gelbe Bluse so hervorleuchtete. Und der Nehru-Anzug des großen Braungelockten, hochgeknöpft bis zum Stehkragen, ließ an ein Fest denken, nicht an Trauer.

Die Leute standen verlegen herum, das war nicht nur die Beklommenheit, die jeden überfiel, der gerade sein Schäufelchen Erde auf einen Sarg geworfen und in die dunkle Grube seiner eigenen Zukunft geblickt hatte, es war die Verlegenheit von Menschen, die sonst damit rechnen durften zu wissen, was von ihnen erwartet wurde, die ihre Rolle so gut gelernt hatten, dass sie besser passte als die eigene Haut, die aber jetzt plötzlich ohne Skript und ohne Regisseur dastanden. Das Einzige, woran sie sich halten konnten, waren ihre Proseccogläser. Der große Dicke wird gleich den Stiel abbrechen, dachte Lisa, der ist offenbar gewöhnt, dass immer jemand neben ihm steht, oder besser gesagt einen halben Schritt hinter ihm, und ihm das Glas abnimmt, sobald er getrunken hat. Die Frau, die ihm ein Fädchen oder ein Haar vom Revers gepflückt und es mit spitzen Fingern weggeschnippt hat, denkt gar nicht daran. Es sieht fast

aus, als weide sie sich an seiner Hilflosigkeit.

»Gibt es eine Tischordnung?« Die Stimme der Frau war überraschend tief und angenehm.

Es gab keine, sie warteten unschlüssig, und als sie endlich saßen, wünschten ganz offensichtlich die meisten, sie hätten andere Nachbarn. Lisa bekam Mitleid mit ihnen und verteilte die Speisekarten. So waren sie wenigstens beschäftigt und konnten sich hinter Brillensuchen und intensivem Menüstudium verstecken.

David, 20

Da sitzen sie, die Töchter, Enkel und Enkelinnen, Schwiegersöhne, Schwiegerenkel, eine Kusine mit einer riesigen Serviette um den faltigen Hals, die Zipfel stehen links und rechts ab wie im Comic. Den Prosecco haben sie zu schnell getrunken, ihre Wangen zeigen eine fleckige Röte, als hätte alle gleichzeitig eine heftige Allergie befallen.

Meine Frau Großtante Rieke tupft mit einem Batisttuch an ihren Augen herum, aber nicht vorsichtig genug, die Wimperntusche ist verschmiert, schwarze Schlieren in den Falten, Lachfältchen, dass ich nicht lache, sie sieht nicht aus, als hätte sie je gelacht, mit schiefem Mund vielleicht oder aus Schadenfreude. Wozu hat sie sich überhaupt geschminkt? Damit jeder sieht, dass sie geweint hat? Für Tränen und Schluchzen ist sie zuständig in der Familie, immer schon. Großmama hat ihren viktorianischen Blick. *She is not amused.* Natürlich nicht, ein Begräbnis ist keine Gelegenheit für Amüse-

ment. Sie ist selten *amused*. So leicht es ist, sie zu beleidigen, so schwer ist es, sie zu amüsieren. Ich verstehe sie nicht, sie will wohl auch nicht verstanden werden, und eigentlich habe ich es längst aufgegeben, mich darum zu bemühen. Jede Kränkung, egal wie alt, hält sie an ihrem Busen warm. *An ihrem Busen warm*, ist das nicht eine Liedzeile? Was einem im Kopf stecken bleibt und warum, eigentlich immer nur ein Gefitzel, nicht einmal ein ordentlich geschnittenes Puzzleteilchen, ein Bruchstück ohne Zusammenhang, aber unverrückbar wie ein Felsen. So unverrückbar sind Felsen gar nicht. Die herausgerissenen Wurzelstöcke und die Felsblöcke nach dem Murenabgang, ein Weltuntergangsszenario, und mittendrin der Waldarbeiter, der mit seiner Axt die Äste abgehackt hat, eine ganz regelmäßige Bewegung, es sah aus, als würde er so weiter hauen bis in alle Ewigkeit, und ich hab mich dabei erwischt, wie ich die Arme eng an den Körper presste. Kalt ist es geworden, sagte Hannah, gab mir einen Klaps auf die Schulter und rannte vor. Fang mich! Wie sie sich dann an den Baum gelehnt

hat. Geräkelt hat sie sich, und dabei ein Gesicht gemacht, ganz unbehaglich wurde mir, schließlich war der Waldarbeiter ganz in der Nähe. Jetzt hab ich's: *Wie hab ich oft so süß geträumt/an ihrem Busen warm/Wie freundlich schien des Herdes Glut/lag sie in meinem Arm.* Von wem ist das? Schubert. Muss Schubert sein. Aber wie fängt es an? Wie hab ich oft so süß geträumt ... In dieses Atemholen, bevor es weitergeht, hat der gute Schubert alles hineinkomponiert, wovon ein Mensch träumen kann. Warum denk ich »der gute Schubert«? Er ist nicht mein guter Schubert, er ist niemandes guter Schubert, was für eine Frechheit, wie kommt er dazu, sich von Hinz und Kunz duzen zu lassen, und dann noch als mein Guter apostrophiert, mit dieser widerlichen und ganz und gar unangebrachten Herablassung? Bloß weil er tot ist und sich nicht wehren kann? Keine Achtung, kein Respekt. Menschenrechte für die Toten müsste man fordern. Warum zum Teufel reg ich mich auf? Meine Frau Großmutter hat bereits herübergeblickt. Wo ich bin und was ich tu. Nein, da geht's um Gott Vater, nicht um Groß-

mütter, und überhaupt ist es paranoid oder egozentrisch oder beides, wenn man ständig glaubt, alle Blicke gelten nur einem selbst. Wo ich bin und was ich tu, sieht mir meine Oma zu?

Lieber Busen warm. Wie hab ich oft so süß geträumt ...

»Findest du es nicht unpassend, bei einem Leichenschmaus zu summen?«

Tante Riekes Brillengläser sprühen Blitze, die tödlich wären, wenn man sich nicht längst an sie gewöhnt hätte. »Wo du doch immer der erklärte Liebling deiner Urgroßmutter warst. Schämen solltest du dich.«

Aber ja. Wenn es dich beruhigt, kann ich mich auch schämen. Wahrscheinlich sollten wir uns alle schämen, alle, die wir dasitzen, angeblich ihr zu Ehren. Edith Karmann geborene Voyac, genannt Ditta, gestorben im 93. Jahre ihres Lebens. Das ist auch so eine Phrase. Darf man gar nicht anfangen, darüber nachzudenken. Im 93. Jahre ihres Todes kann keine sterben, würde sie sagen. Sie würde mir zuzwinkern, unter irgendeinem Vorwand mit mir hinausgehen auf die Terrasse und ein bisschen lästern. Sie hat ein so

feines Ohr für falsche Töne. Hatte ein so feines Ohr für falsche Töne, und überhaupt ein perfektes Gehör. Bei Onkel Manfreds Begräbnis hat sie mir zugeflüstert: »Jetzt werden sie gleich anfangen zu seufzen und zu fragen, wer wohl der Nächste sein wird.« Wie auf das Stichwort hat Großmama ihren Busen in wogende Bewegung versetzt, zuerst himmelwärts, dann auf ihre gefalteten Hände geblickt und genau das gesagt. Worauf wir beide, Dittaoma und ich, einander anschauten, gleichzeitig zu lachen anfangen und nicht mehr aufhören konnten. »Aber Mama!«, sagte Oma, »Mutter«, stöhnte Tante Rieke, wobei jedes T einen Sprühregen auslöste. Uroma presste beide Hände vor ihren Mund, aber das half nicht, sie prustete, stand auf, reichte mir mit königlicher Geste den Arm und ließ sich hinaus zur Toilette führen. Als sie zurückkam, sagte sie: »War leider schon ein bisschen zu spät, aber nur ein bisschen«, worauf wir beide wieder zu kichern anfangen. Oma und Tante Rieke ließen ihre üblichen gegenseitigen Sticheleien und sprachen halblaut voll töchterlicher Anteilnahme darü-

ber, dass Uroma in letzter Zeit Besorgnis erregend abbaue und wie schändlich es sei, dass ausgerechnet ich sie in ihrer Verrücktheit noch unterstütze. Uroma sagte, sie brauche frische Luft und mich als Stütze. Als wir auf der Straße standen, fragte sie: »Hast du die Blicke im Rücken gespürt? Ich fühl mich gespickt wie ein Rehbraten.« Sie tätschelte meinen Arm. Langsam gingen wir den Hügel hinauf, der Ahorn leuchtete gelb, die Buchen goldbraun, die Früchte der Ebereschen waren rot mit einem ganz leichten Stich ins Orange. Die Luft war voll von fallenden Blättern, die mit dem Wind tanzten, dadurch bekam die Landschaft eine ungeheure Tiefe. Zwei strubbelige weiße Wolken ließen den Himmel noch blauer erscheinen. Mit lautem Knall schlug eine Kastanie auf den Asphalt. Uroma blieb stehen, ich hob die Kastanie auf und reichte sie ihr. Als kleine Mädchen hatten sie und ihre Freundin säckeweise Kastanien gesammelt und für die Wildschweinfütterung in den Lainzer Tiergarten gebracht, auf dem Leiterwagen. Das rechte Rad eierte ganz furchtbar, sagte sie, obwohl der Hausmeis-

ter immer wieder versuchte, es zu richten. Alle Leute drehten sich nach den Kindern um, sie machten auch genug Krach, besonders auf dem Kopfsteinpflaster. Unter dem Craquelé ihrer Falten sah ich plötzlich das Gesicht der Achtjährigen, die sie einmal gewesen war. Sie rieb die Kastanie zwischen den Fingern, bis die braune Schale noch satter glänzte, drehte sie hin und her und zeigte mir den kleinen Stern, den ein Sonnenstrahl darauf zeichnete. »Den schenk ich dir«, sagte sie und drückte mir die Kastanie in die Hand, so fest, dass ein rotes Mal in meiner Handfläche erschien. Wenn ich wüsste, wo die Kastanie geblieben ist, vielleicht hab ich sie selbst weggeworfen. Kastanien verlieren ja so schnell Farbe und Prallheit, werden matt und schrumpelig. Wenn man wüsste, das ist die letzte Kastanie, die ich von diesem Menschen bekomme, würde sie kostbar. Aber man weiß ja fast nie, wann man etwas zum unwiderruflich letzten Mal tut. Würde man achtsamer, wenn einem bewusst wäre, es könnte das letzte Mal sein, der letzte Apfel, das letzte Winken aus dem Fenster? Eigentlich hat sie